

# Illustrierte Zeitung

## für Kleine Leute

### Februar.

Beim Kerzenlicht im hellen Saale  
Da wogt und rauscht des Jubels Meer,  
Da gießt aus überreicher Schale  
Die Freude ihren Strom umher.

Die jungen Augen sprühen Funken,  
Der Klang der Gläser mischt sich drein,  
Und ob auch längst der Tag versunken,  
Die laute Lust schläft noch nicht ein.

Doch wenn der Taumel dann zerronnen,  
Was blieb dem Herzen da zurück?  
Hat es an neuem Gut gewonnen?  
Erstand ihm wohl ein echtes Glück?

Ach, eine halbverstandne Weise  
Durch seine Tiefen manchmal bebt,  
Daß nur daheim, im trauten Kreise,  
Des Menschenglückes Blume lebt.

Fr. X. Seidl.



## Ein Wassertropfen.

Märchenhafte Geschichte von G. Sebelmayer.



Holla! — Gemach, gemach, Bursche! — Kennst mir da mit einem Male auf den Leib, als wäre ich nur so zum Zeitvertreib für Euresgleichen da!"

So sprach eine üppige Wasserpflanze zu einem hellen, klaren Tropfen Wasser, der plötzlich dahergehüpft kam und sich ungefragt auf eines ihrer schönsten Blätter setzte. — Ein Kieselstein, von der Hand eines Knaben geschleudert, war in das Wasser geflogen und hatte einzelne Tropfen weithin über die am Ufer stehenden Gewächse gespritzt. So kam auch der besagte Tropfen auf das Blatt der Wasserpflanze und zeigte nun wenig Lust, sich davon gutwillig wieder zu entfernen.

"Gott grüße dich, schöne Wasserpflanze," sprach er schmeichelnd und er sah aus wie lauter Auge, so hell und klar, so glänzend. Die Wasserpflanze war nun schon wieder versöhnt. So freundlich war sie schon lange nicht mehr begrüßt worden. So freundlich wußte überhaupt höchstens noch der blanke Sonnenstrahl zu grüßen, der zuweilen sich durch die Wolken stahl und dann herniederglitt auf die grünen Blätter.

"Ich danke dir für deinen lieben Gruß; hast mich doch ein wenig erschreckt," sprach sie in zutraulichem Tone. "Woher kommst du denn auch so mir nichts dir nichts?"

Der Wassertropfen lachte.

"Woher ich komme? — Aus dem Gefängniß — aus dem Grabe — aus den Wolken, wenn du willst — direkt aus der Schweiz —"

"Gefängniß? Grab? Wolken?"

"Ja, gute Wasserpflanze. Aber das ist eine lange Geschichte. Der Mensch, wenn ihm so etwas passiren würde, der würde dicke Bücher darüber schreiben. Unser einer schweigt und ist froh, wenn er endlich wieder frei in die Welt schauen kann . . . . Aber du zitterst ja, Wasserpflanze?"

"Laß nur! Das ist nichts Besonderes. Es naht mein Vertrauter, der Abendwind. Er kommt sonst gewöhnlich, um mir zu erzählen von andern Thälern und Zonen, vom weiten Meere und den himmelhohen Gebirgen. Er weiß immer etwas, der leichte, lustige Geselle . . . Aber du wirst ja immer kleiner, du blanke, glitzernde Bursche, du!"

In diesem Augenblicke blickte die Sonne strahlend durch das abendliche Gewölke und übergieß das Thal und die Hügel mit einem lebhaften Glanze.

"Du hast Recht, liebe Wasserpflanze!" sagte der Tropfen. "Ich werde immer kleiner. Mich zieht es hinauf in die lichten Höhen dort, wo der blaue Himmel lacht und die weißen Wolken schwimmen. Hier unten ist es aus mit mir. Ich fühle es, daß ich immer schwächer werde. Die Abendsonne dort winkt mir . . . sie ruft mir . . . ich komme! — Neige dein Blatt etwas abwärts, daß ich Schatten bekomme. Ich will dir doch vorher noch meine Lebensschicksale erzählen. Ich habe mehr gesehen als der Abendwind, dein Vertrauter, denn ich bin viel weiter in der Welt gekommen. Senke dein Blatt noch etwas tiefer . . . So!"

Die Pflanze regte sich nicht mehr. Sie lauschte athemlos. Es war so stille und feierlich rings umher, so abendlich traut. Und der Wassertropfen wußte so herrlich zu erzählen. Es war ja ein Sterbender. Sein ganzes Leben vertraute er ihr an. Selbst der Abendwind schien zu lauschen. Er spielte kosennd mit den kleinen Halmen und Blättern und strich leise heran, um den Tropfen nicht zu stören.

"Wo ich geboren wurde," erzählte dieser, "weiß ich nicht mehr. Meine Brüder wußten es auch nicht. Um mich war es lange, lange finstere Nacht gewesen. Da grüßte mich eines Morgens der blanke Sonnenstrahl und die Welt lag vor mir so schön, so weit. Nur war ihr Aussehen noch winterlichgrau und öde. Der grüne Schmuck fehlte noch. Du und deine



Schwestern, ihr schließet wohl noch unter der Erde. Aber bald wurde es anders. Wir alle jauchzten dem Frühling entgegen . . ."

"Du hast ihn gesehen?" fragte die Wasserpflanze verwundert.

"Gesehen? — O nein, aber seine Zauberhand habe ich gespürt. Ich glaube nicht anders, als daß er es war, der mich aus der engen, finstern Grust befreite . . ."

"Und mich und meine Schwestern aus unserm tiefen Schlaf erweckte," schaltete die Wasserpflanze ein. Aber der Tropfen fuhr fort:

"Damals befreundete ich mich recht innig mit der lieben Sonne. Der Sonnenstrahl und der Wassertropfen, das merke dir, Wasserpflanze, müssen einander ergänzen. Feuchtigkeit und Wärme müssen vereint auch Kräuter und Blumen, Sträucher und Gräser und Bäume und Alles, was grün ist, beleben und erhalten. Ohne uns wäret ihr nichts. Das merke dir, Wasserpflanze. Also ich gab mich ganz dem Sonnenstrahl hin; er spiegelte sich auf meiner blanken Oberfläche ab, ja er färbte mich oft wunderbar mit allerlei Farben, die alle Farbenpracht der Blumenwelt noch übertrafen. Eines Tages brannte der Strahl so recht verzehrend auf mich nieder, da ich immer auf der Oberfläche schwamm. Ich konnte mich nicht mehr halten. Der Sonnenstrahl verzehrte mich, er löste mich auf in lauter Duft und Nebel. Ein Theilchen nach dem andern riß sich von mir los und schwebte in die Luft. Ich sah dort viele Millionen meiner Kameraden ebenso aufgelöst um mich schweben. Wir wurden nach und nach so viele, daß ich die Welt unter mir nicht mehr sehen konnte."

"Ja, ja," meinte die Wasserpflanze und neigte ihr Blatt noch etwas von der Sonne ab; denn der Wassertropfen wurde immer schwächer und schwächer. "Ja, ja, das sind wohl die Nebel gewesen, die oft unser Thal ganz einhüllen, daß ich oft nichts mehr sehe von dem blauen Himmel."

"Du bist zu bedauern, Wasserpflanze," fuhr der Tropfen fort, "daß du so an die Scholle gefesselt bist. Das Wandern, o das Wandern, das ist doch eine Lust! War es mir schon im Bache so wohl und leicht, so fühlte ich mich oben in der Luft erst noch freier. Da schwebte

ich dahin über Tiefen und Höhen, über Wälder und Ströme, so leicht wie die Gedanken der Menschen dahinfliegen. Ich hätte mögen mein Leben lang so im endlosen Raume schweben. Aber bald kam es anders. Die kühle Nacht war für uns leichte Gesellen gar nicht angenehm. Unsere Theilchen flossen zusammen. Ich wurde wieder zu einem großen hellen Tropfen, wenn ich auch meine früheren Theile nicht mehr alle hatte. Wir hatten ja alle dieselbe Gestalt. Da oben über den Erdbenhälern ist Alles gleich, da gibt es keine Unterschiede. Und am Morgen . . ."

"Da warst du gewiß einer jener glänzenden Thautropfen," ergänzte die Wasserpflanze, "die wir Blumen so gern schlürfen. O was ist der süße Thau nach trockenen, schwülen Tagen eine Wohlthat für uns! Du hast gewiß eine meiner Schwestern recht sehr erfreut?"

"Ja mir ward ein beneidenswerthes Loos," sprach der Tropfen und blickte die Wasserpflanze mit dem matten brechenden Auge an. "Meine Kameraden hingen an Blättern, Grashalmen, ja an Steinen sogar und suchten sich zu helfen wie es ging. Ich aber, ich saß in dem blauen Kelch einer lieblichen Wiesenblume wie in einem Zauberpalaste. Die Morgenfonne malte mich purpurn. Ein sanfter Hauch strich sachte über meine Wangen und in den Lüften zitterten Glockentöne so hell und feierlich. Ich glaube die Menschen hatten Sonntag, den Tag des Herrn, der auch mich und dich erschaffen. Nicht lange dauerte mein Entzücken, da stand plötzlich vor der Blume, die mich trug, ein seltsames Wesen. Die Sterne hatten mir in der Nacht vieles erzählt von holden Engeln, die oben am Throne unsers Schöpfers stehen. Ich meinte anfangs, es müsse so ein Engeln niedergestiegen sein, so lieblich, fromm und traut blickte die kleine Gestalt mit den treuen, blauen Augen mich an. Ja, sie streckte die kleinen Händchen jubelnd aus, ich fühlte wie die Blume sanft von der Erde genommen wurde. Noch einmal blickte ich das liebliche Wesen an, dann neigte sich der Kelch etwas abwärts und ich fiel nieder zur Erde."

"Und hast du das liebliche Kind nicht mehr gesehen?" fragte die Wasserpflanze. "O wir Blumen haben die Kinder auch recht lieb. Es



war gewiß dem Kinde leid, daß es dich hatte fallen lassen?"

"Vielleicht war es doch eines jener Engeln," fuhr der Tropfen jetzt wieder weiter. "Ich hatte damals wenig Zeit nachzudenken. Der Sonnenstrahl zog mich wieder zu sich empor. Aber diesmal glaubte ich, es ginge bis in den Himmel hinein, so hoch hob uns die Lust empor. Es war aber herrlich. Der Wind führte uns über Thäler und Berge dahin, weit, weit von dem Orte weg, wo ich das Kind mit den unschuldsvollen blauen Augen gesehen hatte. Endlich hingen wir an hohen Bergesgipfeln. Damals wußte ich es nicht, aber heute weiß ich, daß es die Alpen waren. Wir stiegen noch weiter nach oben. Wir wurden immer dichter zusammengepreßt, immer schwerer. Die Lust vermochte uns zuletzt nicht mehr zu tragen und mit einem Male ließ sie uns los und wir fielen alle, wie wir waren, aus der Höhe nieder. Die Menschen nennen dies Niederfallen der Tropfen Regen. Ich stürzte mit vielen meiner Kameraden in einen Bach, der von einem der höchsten Alpenberge niederrauschte. Hu, was gab es da Schluchten und Abgründe! Ja, die Alpen! Aber es ist schwer, dir diese eigenthümliche Natur zu beschreiben, Wasserpflanze. Du bist nie über das Weichbild dieses Thales hinausgekommen. Du verstehst mich nicht. Ich hätte übrigens auch nicht viel gesehen, wenn ich hätte immer dem Gießbach folgen müssen, der mit uns bald jäh über schroffe Felsen hinabstürzte, bald sich durch finstere Schluchten zwängte, dann wieder in schiefabsteigender Bahn fortsauste wie die leibhaftige wilde Jagd. Aber ich wurde einmal zur Seite auf den Rand einer Felsenplatte geschleudert; dort hing ich, während meine Kameraden darunter hin fortstürmten, und sah mich um in der großartigen, niegesehenen Gebirgswelt. Da thürmten sich Felsfollasse bis zu den Wolken empor; die Fluthen stürzten brausend in die Tiefe; an den Abhängen weideten muntere Heerden und im Thale standen friedliche Hütten; aus weiter Ferne sah ich blaue Seen wie freundliche Augen mir winken. Ich wäre gern noch lange an dem Felsen hängen geblieben, aber ich wurde weggespült

und fort ging's wieder, hinab in's lachende Thal. Nun konnte man sich doch wieder erholen. Ein breiter Strom führte mich fort, unaufhaltsam, durch herrliche Gefilde, dem Meere zu."

"O Wassertropfen, wie beneide ich dich!" sprach die Wasserpflanze, und ein Schauer fuhr durch alle ihre Fasern. "Wie oft hat mir der Abendwind vom Meere erzählt! Es muß dort herrlich sein!"

"Ich hatte mich stets nach dem Meere gesehnt," hub der Tropfen wieder an. Es schien als wollte er sich wieder beleben. Strahlend hob er sich von der grünen Fläche des Blattes ab. Die Erinnerung an das Meer schien ihn auf's Neue gekräftigt zu haben. "Ich habe mich stets nach dem Meere gesehnt. Es wohnt mir und Meinesgleichen ein Drang inne, der uns wie ein verwandtschaftlicher Zug zum Meere treibt. Es ist keine Ruhe in uns, ehe wir uns nicht in seinen Tiefen gebadet, auf seinen Wogen geschaukelt haben. Ich hatte auf meiner Wanderung bis dahin Vieles vom Meere gehört. Aber wie leer und unvollkommen schien mir jetzt das Gehörte, als ich nun selbst das Ziel meiner Sehnsucht erreicht sah. — Du zitterst ja schon wieder, Wasserpflanze?"

"Es ist schon wieder vorbei! Fahre nur fort!" —

"Ich drang in die Tiefen hinab. Eine neue Welt zeigte sich mir — zwar auch Berge und Thäler gibt es da unten auf dem Meeresgrunde, und Pflanzen, Steine und Thiere; aber Alles so eigen, so ganz anders. Du würdest deine eigenen Verwandten dort kaum mehr erkennen, und die Thiere erst? Wie wunderbar gestaltet, wie eigenthümlich geformt sind diese leichtbeweglichen und doch oft riesigen Leiber! Es ist stille, fast regungslos in jenen wunderbaren Tiefen, und mögen die Stürme oben auf der endlosen Fläche noch so wild toben. Aber es ist nicht die Stille des Todes, ein tausendfältiges reiches Leben spinnt da still seine Fäden in's Unendliche fort und ich hatte große Lust, für immer im Schooße des Meeres ein zufriedenes, sturmloses Dasein zu pflegen. Aber ich hatte noch nicht allen Zauber des Meeres kennen gelernt."

(Schluß folgt.)



## Fortunats Söhne.

(Schluß.)



in Brügge stattete sich Andolosia, kraft des Wunderseckels, kostbar aus und nahm auch eine ansehnliche Dienerschaar in Sold. Mit diesem Gefolge reiste er durch vieler Herren Länder und begab sich endlich zurück in seine Heimat, nach Cypern, wo ihn sein Bruder Ampedo mit großer Freude empfing. Als Andolosia diesem von den Fährlichkeiten erzählte, in welche er, des Seckels wegen, gerathen war, wollte Ampedo den Seckel nimmer in seinem Besitze sehen, sondern überließ dieses Geschenk der Fortuna für immer seinem Bruder und übernahm dafür den alleinigen Besitz des Wünschhütteleins.

Andolosia lebte fortan in Cypern mit großem Aufwande von Pracht, so daß der König sich bewogen fand ihn an den Hof zu ziehen und hin und wieder zu Gaste zu laden. Als dann des Königs Sohn sich mit einer Prinzessin verheirathete, that Andolosia es den ganzen cyprischen Edlen im Darbringen von kostbaren Geschenken voraus und erregte dadurch den Neid vieler hohen Herren, insonderheit des Grafen Theodor von England und des Grafen von Limosi. Beide kamen im Geheimen überein, den ihnen verhaßten Andolosia bei Seite zu bringen und sei es auch mit dem Verluste seines Lebens. Eines Abends, als Andolosia von einem Hoffeste nach Hause zurückkehren wollte, wurde er von Vermummten überfallen und in ein festes Schloß gebracht, wo ihm das feuchte Burgverließ als Aufenthaltsort angewiesen wurde.

Andolosia war verschwunden und blieb es auch trotz aller Belohnungen, welche von Seiten des Königs auf eine Nachricht über das Verbleiben des am Hofe hochgeschätzten Ritters gesetzt worden waren. Ampedo verging darüber ganz in Herzeleid und da er meinte, daß seinem Bruder nur durch den Besitz des Seckels irgend ein neues Leid erwachsen sein könne, so wurde er ganz tiefsinnig, nahm das Wünschhüttelein und verbrannte es, damit ihm durch dessen Besitz nicht auch irgend etwas Böses widerfahren

möge. (Siehe die Abbildung.) Bald darauf versiel Ampedo in Folge der gehaltenen Aufregungen in eine schwere Krankheit und starb.

Andolosia schmachtete im Kerker. Die beiden Grafen wollten durchaus von ihm wissen, woher er das viele Geld genommen habe und



Ampedo wirft das Wünschhüttelein in's Feuer.

als er dies anfangs hartnäckig verschwieg und dann später allerlei Ausflüchte ersann, die sich aber als nichtig erwiesen, so wurde ihm die Haft verschärft. Man schmiedete Andolosia mit beiden Füßen an einen Block und gab ihm die elendesten Speisen als Nahrung. Als aber auch dieses mit der Zeit nicht versing und Andolosia immer noch nicht gestehen wollte, woher er seine Reichthümer nahm, so spannte man den Unglücklichen auf die Folter. Dieses Schreckensinstrument, welches schon vielen Unschuldigen zum Schaffot verhalf, that auch bei Andolosia



seine Wirkung. Er gestand dem Grafen Vimosi, welcher die Torturanwendung seinen Knechten befohlen hatte, das Geheimniß des Sockels. Sofort bemächtigte sich der Graf des Geschenkes der Fortuna, erprobte dessen Kraft durch einige Griffe und begab sich dann an den königlichen Hof zurück, welchen er unter dem Vorgeben verlassen hatte, den verschwundenen Ritter suchen zu wollen. Dem Gefangenen aber hatte das Preisgeben des Geheimnisses keinerlei Erleichterung seiner Lage gebracht, im Gegentheil, man hielt ihn nur in noch strengem Gewahrsam, gab ihm auch noch schlechtere Nahrung denn bisher, damit er bald sterben möchte.

Die beiden schändlichen Grafen führten von nun an ein Leben voller Herrlichkeit, doch heimlich, damit kein Verdacht gegen sie rege würde. Graf Vimosi führte den Sockel und gab dem Theodor von England so viel des Geldes, als dieser bedurfte. Letzterem lastete aber der Gedanke immer schwer auf dem Herzen, daß, wenn Andolosia leben bliebe, es leicht an den Tag kommen könne, welches Verbrechen sie sich schuldig gemacht hätten. Deshalb drang er in den Grafen von Vimosi, doch einzuwilligen, daß der Gefangene vom Leben zum Tode gebracht würde. Nach langem Zögern sagte dieser es endlich auch zu und Theodor reiste nach dem Schlosse des Grafen ab, um aus Andolosia einen stummen Mann machen zu lassen. Da aber keiner der Knechte sich zu solcher Schandthat gebrauchen lassen wollte, nahm Graf Theodor selbst einen Strick und erdrosselte den bedauernswerthen Andolosia. Hierauf kehrte der Mörder frohen Muthes an den Hof des Königs von Cypern zurück und heischte von seinem Verbrechensgenossen Geld. Dieser griff in den Sockel, aber, o weh! die Hand blieb leer. Noch-

mals that er einen Griff — wiederum vergebens. „Was heißt das?“ schrie der Engländer, „willst Du mich betrügen! Wo hast Du den Wundersockel?“ Der Graf von Vimosi versicherte hoch und theuer, daß dieser und kein anderer der echte Sockel wäre, den er Andolosia abgenommen und daß er nicht wüßte, warum dieser seine Kraft verloren hätte. Darüber wurde Graf Theodor wüthend, zog vom Leder und drang auf den Grafen von Vimosi ein. Dieser hatte Noth, sich der Angriffe des Engländers zu erwehren und sank endlich, schwer verwundet, in die Arme eines durch den Lärm herbeigerufenen Dieners. Auch die andere Dienerschaft kam herzu und da sie ihren Herrn blutend an der Erde liegen sahen, griffen sie den Grafen Theodor und fesselten ihn an Händen und Füßen. Die Kunde von dem, was vorgefallen war, kam alsbald vor den König, und dieser ließ den gefangenen Engländer vor sich führen und vernehmen. Auch die Aussage des Grafen Vimosi wurde gehört und niedergeschrieben. Hierdurch kam das ganze an Andolosia verübte Verbrechen an den Tag. Beide Grafen wurden hingerichtet und auf das Rad geschothen. Auch die Dienerschaft des Grafen Vimosi, welche an der Gefangennahme Andolosias theilhaftig war und von dem Schicksal des Unglücklichen Kenntniß gehabt hatte, ohne davon rechtzeitig der Obrigkeit Kunde zu geben, starb durch Hängenshand.

Der Leichnam Andolosias, welchen man in einem Wassergraben fand, wurde mit großem Trauergepränge nach der Residenz des Königs von Cypern gebracht und unter Beisein der ganzen königlichen Familie in der Kirche beigesetzt, wo Fortunat und seine Gemahlin, sowie Ampedo bereits ihre Ruhestätte gefunden hatten.

## Aus dem Lande der Kreide.

Von Karl Weiße.

(Zu dem Bilde Seite 72.)



Wenn ein Bublein oder Mägblein ein Stück Kreide in die Hand nimmt und schreibt damit ein Rechenexempel oder ein Briefchen an die Wandtafel, so bedenkt es wohl selten, wie alt so ein

Stück Kreide sei und wie sie entstanden ist. Wir wollen darum eine kleine Reise in das Land der Kreide unternehmen und uns mit ihrer Entstehung und ihrem Alter etwas näher beschäftigen.

Das Land der Kreide liegt an der Ostsee. Da werden unsere freundlichen Leser gut



thun, die Karte von Deutschland oder Preußen zur Hand zu nehmen und die Inseln und Orte aufsuchen, welche wir auf unserer Reise berühren werden.

Kreide wird gefunden auf den Inseln Rügen, Moen und Seeland. Dann auf der Seeland gegenüberliegenden schwedischen Küste, wie in der russischen Provinz Liefland und im Mecklenburgischen. Die Herren Naturforscher wollen nun behaupten, daß vor langen Jahren die ganze Nordhälfte von Deutschland, Dänemark, Südschweden und Westrußland von einem großen Kreidelager überzogen worden sei. Aber im Laufe der Jahrtausende haben große Umwälzungen auf der Oberfläche der Erde an den meisten Stellen die Kreide mit hohen Schichten Sand und schwarzer Erde bedeckt, während an einzelnen Stellen die Kreide in die Höhe geschoben ward. Auf den Inseln Rügen und Moen sind die höchsten Kreideberge zu finden. Auf Rügen tritt die Kreide in der Stubbenkammer, einem prächtigen Vorgebirge der Halbinsel Jasmund, fast 150 Meter hoch über den Meeresspiegel empor.

Wer von Rügen westlich nach der dänischen Insel Moen fährt, erstaunt über den Anblick, welchen hier der bis in das Meer ragende Kreidefelsen darbietet. Hier sind die Kreideschichten bunt durch- und übereinander geworfen. Auf der Höhe liegen die zusammengewürfelten Massen ganz unregelmäßig über einander, während sie nach dem Meere hin schroff und steil abschneiden. Zwischen den Kreideschichten befinden sich Thon-, auch Sand- und Lehmlager, auf welchen sich Sträucher und Bäume erheben. Es ist hier das Kreidegebirge jedenfalls

recht heftig von unterirdischen Kräften in die Höhe geschoben worden, während die Aufschichtung der Stubbenkammer in sanfterer Weise vor sich gegangen ist.

Wie die Kreide entstanden ist, darüber hat man folgende Beobachtung. In der Kreide stecken harte, scharfe Stückchen, die näher angesehen zeigen, daß sie Theilchen von Muschelschalen sind. Wer in das Kreidegebirge kommt, findet gar viele solcher Muschelschalttheilchen. Damit nun beim Schreiben die Wandtafel nicht zerkrümelte wird, nimmt man die Kreide und schlemmt sie, d. h. es wird dieselbe in Wasser aufgelöst, von den Schalen gereinigt und dann die reine Masse in viereckige Formen gedrückt, wo sie fest wird. Nun kaufen wir geschlemmte Kreide ohne Muschelschalen. Diese Muschelschalen haben die Herren Naturforscher aufmerksam gemacht. Sie haben nachgespürt und gefunden, daß die Schalen, wenn sie lange im Wasser liegen, aufweichen und einen kalkigen Brei zurücklassen. In der weiten Sübsee werden noch heute große Muschel- und Korallenbänke gefunden, die immer mehr im Wasser zerfallen und Kreide bilden. Das Wasser spült die weiße, weiche Masse an das Ufer, wo sie im Laufe der Jahre hart wird und sich zu Kreide verwandelt. Also, sagen die Herren Naturforscher, ist auch die Kreide auf Rügen und Moen entstanden. Nun möge nur Jemand sich aufmachen und nachrechnen, wie viel Jahre zur Bildung einer 1 Meter hohen Kreideschicht nöthig sind. Der Rechenmeister wird's wohl bleiben lassen, da heißt es wie bei der Höhe des Himmels: „Mein Kind, das weiß nur Gott allein!“

## Der Hund mit dem Fleische.

Ein Hund, der ein Stück Fleisch im Maul trug, lief durch einen Fluß. Auf einmal sah er das Fleisch und sich im Wasser spiegeln und hielt sein eigenes Bild für einen fremden Hund, der ein anderes und, wie es ihm schien, größeres Stück Fleisch in der Schnauze trug. Begierig auch dies noch zu erschnappen, sperrt der Hund

das Maul auf und damit entfällt ihm natürlich sein eigenes Stück, welches das Wasser sofort mit sich davon reißt. Also hatte der Hund das Gewisse mit sammt dem Ungewissen verloren: — wer aus Habsucht nach fremden Gute trachtet, verliert oft das eigene, und wer zu viel begehrt, geht nicht selten leer aus.

Aeneas.



Felsenfichten an der Küste von Aboen. (Siehe Seite 70.)





## Wassersnoth.

Von L. Bier.



Ueber Nacht geschah es, daß der Fluß aus seinem Bett heraus auf die Wiesen und Felder trat und weil ihm die Regengüsse im Gebirge immer neue Wassermengen zuführten, ist er sogar in die Auendörfer gekommen und in die Häuser und Ställe gegangen, um sich dort umzusehen. Das war aber den Menschen und Thieren gar unlieb. Die Kühe brüllten, die Schafe blökten und die Pferde wieherten vor Angst, bis sie von ihren Herren aus der bösen Lage befreit und an einem trockenen Plage untergebracht wurden. Das Vergen des Großviehes hatte aber den Leuten viel Mühe gemacht und ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, denn die ängstlich gewordenen Thiere zeigten sich entweder äußerst widerspenstig oder ganz kopflos. So hatten sich beispielsweise die Schafe so fest in eine Ecke ihres Stalles gedrängt, daß nur mit großem Kraftaufwand ein Stück nach dem andern hervorgeholt und fortgetragen werden konnte. Ueber all der Arbeit, Sorge und Mühe hatte man vergessen die Glückhenne mitzunehmen, welche sich mit ihren Küchlein schon seit Wochen eine Ecke des Kuhstalles

als Kinderstube auserkoren hatte. Als dann das Wasser zur Stallthür hereinkam, da dachte das alte Huhn zuerst an seine Jungen, lockte diese in einen Holzschuh, den gestern Abend die Ruhmagd ausgezogen hatte, weil er etwas zu eng war und deshalb drückte, und flog dann, als die Leute mit Laternen kamen, um das Vieh zu retten, auf den Querbalken, der unter der Decke des Stalles angebracht war. Darauf ist das Holzschuhschifflein zur Stallthür hinaus in den Hof und von da in das Freie geschwommen und endlich gar auf den Fluß selbst gekommen. Darüber ist es Tag und ganz hell geworden, die kleinen Böglein haben alle Hunger, können gar nicht begreifen, warum sie kein Futter erhalten und weshalb die Mutter so lange ausbleibt. Da haben sie sich denn insgesamt gegenseitig ihre Noth geklagt mit Piepen und Schreien und das kleinste und schwächste Hühnchen, das Nesthätchen, welches noch gar nicht recht ordentlich laufen konnte, sondern dabei immer mit dem Vorderkörper aufstieß, hat nur immerfort nach der Mutter gerufen. Darauf hin ist denn das beherzteste und stärkste Küken auf das Verdeck



des Schiffchens gestiegen, um Auslug zu halten nach Mutter und Futter. Was es von da oben aus sieht, ist aber durchaus nicht tröstlich. Nirgends sind Menschen oder Thiere zu erblicken. Manchmal scheint es, als ob ein Baum oder Haus dem kleinen Fahrzeuge entgegenkommen und es aufnehmen wollte, aber die Häuser kommen und gehen vorüber und die Bäume thun

desgleichen. Da müssen sich denn die Hühnchen gedulden, bis sie in ihrem Boote in die Nähe einer Stadt gelangen. Dort sind immer Fischer und Schiffer mit ihren Rähnen auf dem Strome, um die anschwimmenden Gegenstände zu bergen. Die werden gewiß auch den Holzschuh auffangen und so die ganze kleine Familie aus ihrer Noth erretten.



## Seitere Spiele im Zimmer für Knaben und Mädchen.

Von A. Dömann.

### 1. Das ABC-Spiel.

Einer aus der Gesellschaft, der durch Auszählen bestimmt wird, fragt seinen Nachbar links: „Wie heißt Du?“ Antwort: „Ich heiße Anton.“ „Wo kommst Du her?“ „Ich komme aus Amsterdam.“ „Womit handelst Du?“ „Mit Apfelsinen.“ „Wo gehst Du hin?“ „Nach Altona.“ — Jetzt fragt der, welcher bisher geantwortet hat, seinen Nachbar zur Linken, und dieser antwortet auf die vorstehenden Fragen etwa: „Ich heiße Bernhard, komme aus Bromberg, handle mit Bratheringen und gehe nach Berlin.“ So geht es der Reihe nach fort. Der Dritte kann z. B. antworten: „Ich heiße Cäsar, komme aus Gelle, handle mit Citronen und gehe nach Chemnitz.“ Hieraus folgen die Antworten D, E, F, G, H etc., immer nach dem Alphabete. Schwere Buchstaben wie Q, X, Y werden weggelassen. Wer nicht rasch und gewandt antwortet, gibt ein Pfand zur Strafe.

### 2. Rührt Euch!

Es befindet sich ein Stuhl weniger im Zimmer als Spieler. Einer in der Mitte ruft: „Rührt Euch!“ Nun wechseln Alle ihre Plätze. Niemand darf sitzen bleiben; natürlich sucht auch der Spieler in der Mitte einen Platz zu ergaschen. Wer keinen Platz bekommt, tritt in die Mitte und ruft, indem er in die Hände klatscht, wieder: „Rührt Euch!“

### 3. Der Herr ist nicht zu Hause.

Dies Spiel ist dem vorigen ähnlich. An den Händen gefaßt bewegen sich Alle in einer Schlangenlinie und singen:

„Der Herr ist nicht zu Hause,  
Er ist bei einem Schmause,  
Und wenn er wird nach Hause kommen,  
Wird er wohl angeklüngelt kommen?“

Oft mitten im Singen kommt der Herr und klüngelt (mit einem Schlüsselbunde), worauf Alle ihre Plätze suchen. Wer keinen Platz bekommt, erhält das Schlüsselbund und wird der Herr.

### 4. Der blinde Maler.

Der Reihe nach hat jeder Spieler mit Kreide eine Figur auf den Tisch zu zeichnen. Dem Maler werden aber, bevor er sein Werk beginnt, mit einem Tuche die Augen verbunden; auch darf das Bild nicht in einem Zuge hergestellt werden. Dies hat vielmehr auf Kommando zu geschehen, wozu der Reihe nach jeder der Mitspieler berechtigt ist. Auch was gemalt werden soll, wird häufig durch den Mehrheitsbeschluß der Gesellschaft bestimmt, zuweilen jedoch wählt sich der Künstler seinen Gegenstand auch selbst. Nun, es soll z. B. ein Schornsteinfeger gezeichnet werden. Der Erste gibt auf: „Die Leiter!“ Gleich muß der Maler dieselbe darstellen. Sofort ruft der Zweite: „Die Beine!“ Dann der Dritte: „Den Kopf!“ Der Vierte: „Den Besen!“ Der Fünfte: „Die Hand, welche die Leiter hält!“ So geht es fort bis zum Schluß. Die ungeschickten Figuren, welche auf diese Weise entstehen müssen, sind für die Gesellschaft sehr belustigend.



### 5. Wie, wo und warum liebst Du es?

Einer aus der Gesellschaft entfernt sich. In seiner Abwesenheit wird ein Wort verabredet, das derselbe zu errathen hat. Bei seinem Eintreten beginnt er nun der Reihe nach zu fragen: „Wie liebst Du es?“ Erräth er bei der ersten Anfrage das Wort nicht, so geht er zum zweiten Mal durch und fragt: „Wo liebst Du es?“ Erräth er das Wort auch aus diesen Antworten nicht, so fragt er zum Dritten: „Warum liebst Du es?“ Gelingt das Errathen auch dann noch nicht, so ist ein Pfand fällig.

### 6. Die Zeitung im Gesangverein.

(Nur für reifere Spieler.)

Die Aufgabe besteht darin, daß Jeder aus der Gesellschaft der Reihe nach irgend eine be-

liebige Zeitungsnachricht (es empfiehlt sich wirklich eine Zeitung zur Hand zu nehmen) nach der Melodie eines beliebigen, von der Gesellschaft aufgegebenen, natürlich ganz bekannten Volksliedes, vorsingt. Da steht z. B. in der Zeitung: „In Spandau durchlief ein äußerst starker Herr in Folge einer Wette eine 106 Meter lange Bahn, zum Ergötzen der Zuschauer, im Dauerlauf 20 Mal und gewann die Wette.“ Diese Zeitungsnotiz hat A. nach der Melodie: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten z.“, B. nach der Melodie: „O du lieber Augustin z.“ und C. nach der Melodie: „Guter Mond, du gehst so stille z.“ zu singen. Man kann auch jeden Mitspieler eine andere Zeitungsnachricht und eine andere Melodie aufgeben.



## In Todesnoth.

Von G. Jaquet.



ie Ostsee — welche, wie ein Blick auf die Landkarte zeigt, die Seeegränze des erheblich größeren Theiles des Deutschen Reiches bildet (für den kleineren ist Solches bekanntlich die Nordsee) — ist das flachste aller europäischen Meere. Ihre durchschnittliche Tiefe beträgt nämlich im Allgemeinen nur zwischen 70—80 Meter, in einem großen Theile ihres weiten Beckens kaum halb soviel, und nur an drei oder vier Stellen erreicht sie eine solche von mehr als dreihundert Metern, nirgends aber von deren mehr als 335. Trotz dieser verhältnißmäßig sehr geringen Tiefe — die durchschnittliche der großen Ozeane und des Mittelländischen Meeres beträgt wohl das Zwösfache — ist die Ostsee doch ein für die Seeschiffenden sehr gefährliches Meer. Theils wegen der den schwedischen und finnischen Küsten an vielen Stellen vorliegenden Klippen (Seefelsen), auf welche die Schiffe leicht auflaufen und dabei zu Schaden kommen können; theils und vornehmlich wegen des häufigen und dann meist von Orkanen (s. i. heftigen Stürmen) be-

gleiteten Wechsels der Winde. So sind denn Strandungen und andere Schiffsunfälle auf dem baltischen Meere (wie die Ostsee mitunter auch genannt wird) nicht eben selten, und spielen auch auf ihm von Zeit zu Zeit sich Scenen ab, welche an Schrecknissen nur wenig hinter jenen zurückbleiben, die nur zu häufig auf den empörten Wogen des gewaltigen Atlantischen oder des noch größeren Stillen Ozeans sich ereignen. Von einer solchen Schreckensscene nun, welche unlängst auf der Ostsee sich zugetragen hat, will ich — da ich selbst in einer ansehnlichen Handelsstadt an deren Südstrande lebe — Euch, meine lieben Leser, im Nachstehenden Mittheilung machen. Ihr mögt dabei, wenn Ihr solche les't, zum bessern Verständniß eine größere Karte von Deutschland zur Hand nehmen.

Es war am 24. Oktober 1880, einem Sonntage, Morgens, als der preussische Schiffskapitän Freiberg, der Besitzer und Führer eines zu Küstenfahrten auf der Ostsee erbauten Schooners, mit diesem von Vibau aus in See ging. Die Ladung bestand aus Getreide und war nach Stettin bestimmt. Vikau ist eine, nahezu 10 000 Einwohner zählende, Küstenstadt



im russischen Regierungsbezirke Kurland, welche von ihrem Hafen aus einen beträchtlichen Ausfuhrhandel mit russischen Boden-Erzeugnissen (Weizen, Roggen und Holz) nach preussischen und schwedischen Hafenstädten treibt. Unter einem Schooner aber (ausgesprochen: Schuhner) versteht man ein kleineres, nur mit zwei Masten versehenes, schmales Seeschiff, welches vermöge seiner gestreckten Bauart und leichten zierlichen Takelage (d. i. Masten-Betauung) vorzugsweise zum schnellen Segeln befähigt ist.

Die Reise begann bei für die späte Jahreszeit gutem Wetter und ging anfänglich auch ganz nach Wunsch von Statten; außer, daß der Kapitän mehr, als ihm lieb war, die „hohe See halten“, d. h. vom Strande entfernt segeln mußte, weil der Wind eine größere Annäherung nicht gestattete. Am Morgen des 25. Oktober hatte man bereits die lang gestreckte Kurische Nehrung (so heißt der schmale, niedrige Landstreifen zwischen der Ostsee und dem Kurischen Bass) im Rücken, konnte also darauf rechnen, im Laufe des Dienstags-Nachmittags das Ziel der Fahrt, die Hauptstadt Pommerns, zu erreichen. Jetzt aber, kurz nach Sonnenaufgang, schwoll der bis dahin nur mäßig heftige Wind, dabei seine Richtung ändernd, beinahe plötzlich zum Sturme an, der von Viertelstunde zu Viertelstunde an Stärke zunahm. Die Wellen schlugen mit großer Gewalt gegen die Seitenwände des Lacks von einer Woge tief hinabgerissenen, bald wieder auf der Spitze einer zweiten Woge tanzenden Schiffes. Nur wenige Stunden dauerte es, da war schon, in Folge des steten heftigen Anpralles der Wellen, das (schon etwas alte) Fahrzeug lech geschlagen und schöpste viel Wasser, so daß sein Sinken in kurzer Zeit mit Sicherheit zu erwarten war. Deshalb mußte die Besatzung — welche übrigens, da es nur ein kleines Fahrzeug war, neben dem Schiffsführer nur noch aus zwei Matrosen und dem Schiffsjungen bestand — an die schnelle Rettung ihres Lebens denken, zu welchem Zwecke ihr nur ein einziges kleines Boot zur Verfügung stand. Während sie aber damit beschäftigt war, dasselbe vom Verdeck, auf dem es befestigt war, loszumachen und es in die tobende See hinabzulassen, senkte sich der Schooner bereits stark auf die Backbordseite (die linke Seite, vom

Steuerruder aus gesehen). Es blieb ihnen eben nur so viel Zeit, den Compaß — das kleine Werkzeug, mit dessen Hilfe allein man sich auf dem hohen Meere zurechtfinden kann — und die Segel des Bootes in dieses zu werfen und hineinzuspringen; denn schon lag das Schiff fast ganz auf der Seite, so daß die Masten bereits nahezu das Meer berührten. Kaum aber hatte man sich auf doppelte Mastenlänge (vier Meter) von ihm entfernt, so sank der Schooner in die Tiefe, die an dieser Stelle reichlich achtzig Meter betragen mag.

Solches geschah kurz nach 11 Uhr Vormittags. Man befand sich damals auf der Höhe von (d. h. in gleicher Richtung) mit Brüstertort, wie ein zwar nur niedriges, aber steil in die See hinabfallendes Vorgebirge an der ostpreussischen Küste heißt. Doch konnte man weder dieses, noch den darauf befindlichen Leuchthurm sehen, da man sich circa achtzehn englische Seemeilen, deren vier auf eine deutsche oder geographische Meile gehen, vom Lande entfernt befand; was bei der heftig arbeitenden See und der Kleinheit des Bootes ein sehr bedenklicher Umstand war. Die Einschiffung in das Letztere war dermaßen „Hals über Kopf“ erfolgt, daß man nicht einmal Zeit gehabt hatte, ein Paar Brote und ein Fäßchen mit süßem Wasser mit sich zu nehmen; ja selbst an die Rettung des treuen Schiffshundes hatte man nicht denken können, noch der Kapitän daran, sein in der Kajüte aufbewahrtes Geld zu sich zu stecken.

Der Hafen, welcher der Unglücksstelle am nächsten liegt, ist Pillau, der etwa fünf deutsche Meilen südlich von Brüstertort belegene Vorhafen von Königsberg. Hierhin gedachte Kapitän Freiberg denn auch den Cours (Lauf) seines kleinen Fahrzeugs zu richten. Doch schon nach einer halben Stunde mußte er von diesem Vorhaben Abstand nehmen; denn der Wind, der schon vorher eine starke Neigung dazu gehabt, blies jetzt entschieden in der Richtung nach Nordosten, also in der nämlichen, aus welcher sie gekommen waren. In dieser Richtung aber ist das mehr als doppelt so weit entfernte Memel, Preußens nördlichste Stadt, der nächste Rettungsport. Diesen im offenen kleinen Boote, zumal bei so hoch gehender See, zu erreichen, war ein großes Wagniß und zu dessen glücklicher



Vollbringung äußerst wenig Aussicht vorhanden. Doch den Schiffbrüchigen blieb keine andere Wahl; so unternahmen sie es denn getrost in Gottes Namen.

Welch' eine Fahrt war diese! Die See war mit dem heulenden Sturm im fortwährenden Ringen begriffen. Jeden Augenblick drohte sie in diesem wilden Kampfe der Elemente das kleine Fahrzeug — eine wahre Nusschale, welche bald von den Wellen tief hinabgerissen und förmlich begraben wurde, bald wieder, wie ein Ball, hoch auf ihnen tanzte — zu verschlingen, es in graufige Tiefe zu betten. Zwei Mann, die sich stündlich in diesem schweren Geschäfte ablösten, waren unausgesetzt damit beschäftigt, mit zwei kleinen Eimern, die sich zufällig im Boote befunden hatten, das hineinschlagende Wasser auszus schöpfen. Es war ein wahres Glück, daß das Boot neu und von stärkeren Eichenplanen zusammengezimmert war, als man gewöhnlich zu so kleinen, nur zu ganz kurzen Fahrten bestimmten Fahrzeugen nimmt, sonst hätte es ohne Zweifel schon nach wenigen Stunden das Schicksal des Schooners getheilt. Ein zweites Glück war es, daß beim Beginne des Abends der Orkan etwas in seinem fürchterlichen Rasen nachließ. Dafür aber stellte sich nur zu bald die Nacht und zugleich mit ihr ein starkes Schneetreiben ein, welches, im Verein mit ihr, die brandende See (dadurch die Schrecken und Gefahren noch vermehrend) in völliges Dunkel hüllte. Nicht die Hand vor den Augen war zu erkennen, und dabei ermattete auch die Kraft der Männer immer mehr! Schon waren sie nahe daran, den Kampf um das Dasein auf-

gebend, unthätig den Tod — konnte es doch nicht lange mehr dauern, daß ihr Schifflein leck geschlagen wurde und unter sank! — zu erwarten. Doch die mahnende Ansprache des Kapitäns, welcher sie auf die Vatergüte und Allmacht Gottes verwies, und ein gemeinsames inbrünstiges Gebet, hoben wieder ihren Muth.

Gott, der Allbarmherzige, erhörte das Flehen der Schiffbrüchigen. Das Schneetreiben hörte auf, der Sturm nahm allmählig an Heftigkeit ab, die See ward ruhiger, und endlich erschien, etwa eine Stunde nach Mitternacht, auch der Mond hinter den fortziehenden Wolken. Bei seinem Silberlichte erblickten, kurz nach zwei Uhr Morgens, die Schiffbrüchigen im Nordosten einen grauen Streifen, den das geliebte Auge des Schiffsführers als, allerdings noch ziemlich fernes, Land erkannte. Noch zwei Stunden hatten die schwer Geprüften mit dem Meere zu kämpfen, dann aber betraten sie bei dem Dorfe Nimmersatt — dem nördlichsten Preußens und hart an Rußlands Gränze gelegene — das Rettung gebende Land, für diese im heißen Gebete Gott dankend.

So kämpften vier Menschen in einem kleinen offenen Boote siebzehn Stunden lang bei heulendem Orkan und brandender See um ihr Leben. Welche Qualen haben sie doch in diesen Schreckensstunden ausgestanden: ohne schützendes Obdach im wilden Sturmwetter, ohne einen Bissen Brod oder einen wärmenden Trank zu ihrer Erquickung, und dabei immer ihren Tod vor Augen sehend! Wahrlich: ihre Erhaltung gleicht einem Wunder!



## Die Windmühle und die Fliege.

Von Berthold Arnau.

Auf dem Ofen stand eine Windmühle von Pappe mit ordentlichen Flügeln, aber sie regten sich nicht, denn der Wind wollte sich nicht sehen lassen und sie in Bewegung setzen. Wo soll auch in der Stube der Wind herkommen, zumal wenn sie kalt ist. Der Müller stand

in der Thür der Mühle und hatte sein Pfeisichen im Munde. Wahrscheinlich ging ihm die Geschichte im Kopfe herum, daß er nicht mahlen konnte, denn es war kurz vor Weihnachten und da wollen doch alle Leute Mehl haben zum Kuchenbacken, selbst die ärmeren. Da kam die Mutter zur Thür herein und machte Feuer in den Ofen. Es dauerte auch gar nicht



lange, so fing es an windig zu werden. Aber der Wind blies nicht gerade aus, auch nicht die Kreuz und Quer, sondern stieg kerzengrade in die Höhe und setzte die Flügel der Mühle in Bewegung. Je mehr nun das Feuer im Ofen brannte, desto schneller liefen sie. Die Kinder, die das sahen, jubelten und konnten sich gar nicht von der Mühle trennen. Der Müller aber blieb ruhig stehen und rauchte sein Pfeifchen weiter. Da setzte sich eine Fliege an die Mühle, weil es dort warm war. Sie hatte auch gar keine Scheu vor dem Müller, obwohl die Fliegen sonst sehr schüchtern sind. „Du könntest auch hineingehen und nach dem Rechten sehen,“ sprach sie zum Müller. „Das brauche ich nicht,“ sagte dieser, „meine Gefellen werden's schon besorgen. Wir Müller, Bäcker und auch die Fleischer können uns Leute halten. Das Geschäft wirft's ab. Aber wo kommst du denn her in dieser kalten Jahreszeit?“ „Ich habe mich in der Stube aufgehalten,“ sagte die Fliege, „hatte auch noch Gefährtinnen. Sogar ein großer Brummer war bei uns. Nun sind sie Alle weggefangen und die Laubfrösche, die sich dort im Glase so breit machen und auf lächerliche Weise aufblasen, haben sie verzehrt. Ich muß meine Augen überall haben, daß es mir nicht auch so geht. Bei Tage halte ich mich meist an der Decke auf und komme nur herunter, wenn die Luft rein ist, um etwas

Nahrung zu mir zu nehmen. Am Abend möchte ich mit in deine Mühle gehen.“ „Meinetwegen,“ sagte der Müller, „aber sieh dich vor, daß du nicht in die Räder kommst, sonst möchte es dir schlimm ergehen.“ — Die Leute in der Stube aber sahen hin und wieder nach der Mühle und wenn sie anfing, langsam zu gehen, sprach die Mutter: „Ich muß nur einmal nach dem Feuer sehen, die Mühlenflügel wollen sich gar nicht mehr drehen.“ Als die Uhr nun zehn schlug und Alle zu Bette gingen, löschte auch das Feuer aus und die Mühle bewegte ihre Flügel nicht mehr. Der Müller aber stand immer noch in der Thür; wahrscheinlich war er im Stehen eingeschlafen. Die Fliege saß in der Mühle und träumte von Zucker und großen Rosinen, auch vom Laubfrosch, der sie verschlingen wollte. Sie wäre zwar gern davon geflogen, aber es ging nicht. Im Traume können nur Menschen fliegen, obwohl sie keine Flügel haben.

Als es aber Morgen ward und die Mühle anfing zu gehen, wachte die Fliege auf und freute sich, daß der Laubfrosch sie nicht gehascht hatte, sondern ruhig in seinem Glase saß. Sie rief dem Müller einen guten Morgen zu und flog an die Decke, um sich zu putzen, denn die Fliegen sind meist schrecklich eitel. Wenn sie der Laubfrosch noch nicht verschluckt hat, wird sie wohl heute noch leben.

## Baumfarn.

Von E. Wiegner.

(Zu dem Bilde Seite 80.)



Die Farn sind in unserm gemäßigten Klima nur Kräuter, dagegen treten sie in den heißen Zonen als Bäume auf. Die Reisenden, welche Neuholand oder Kolumbia in Südamerika durchwanderten, können gar nicht genug Rühmens machen von den herrlichen Baumfarn. Der Reisende Nietman, der Neuholand bereiste, schreibt:

„Gestern Abend vertieften wir uns in eine

Schlucht, in welcher ich zum ersten Male Baumfarn in ihrer ganzen Fülle und Pracht bewundern konnte. Auf der Spitze eines ganz geraden, 5—7 Meter hohen Stammes schwanke eine Krone von 1—2 Meter langen äußerst zart gefiederten Blättern; das Ganze sieht einer Palme täuschend ähnlich. Bald sahen wir uns in der Mitte von mehreren Hunderten dieser stolzen Gewächse. Einige stiegen bis auf 8—9 Meter Höhe; die meisten blieben indessen nur



3—4 Meter hoch und manche erreichten kaum Mannshöhe. Mehrere alte Stämme waren von den zierlichen, durchsichtigen Wedeln fast ganz bedeckt. Die Farrnbäume erscheinen nur in feuchten, schattigen Schluchten, dann aber in großer Anzahl und verleihen der Landschaft einen ächt tropischen Charakter.“ Die schönsten und stolzeften Formen unter den Baumsfarnn hat jedoch Südamerika aufzuweisen. Professor Karsten hat in den Hochgebirgen Südamerikas, namentlich in Kolumbien, die herrlichen Baumsfarngebilde aufgesucht und in guten Abbildungen ihre Gestalt uns dargestellt. Es sind bereits einzelne Arten auch in unsern deutschen Gärten durch seine Vermittelung eingeführt. Eine der herrlichsten Baumsfarn Amerikas ist die auf Seite 80 abgebildete, welche den Namen „Dicksonia gigantea Karst“ führt. Sie trägt ihren Namen also nach dem Entdecker Hermann Karsten. Er schildert sie also: „Dieser Baum ist der kräftigste und üppigste Farrnbaum Südamerikas. Sein über 3 Meter hoher und 25 Centimeter dicker Stamm

trägt eine aus über 40 frischen, dunkelgrünen, lederharten, aufrecht stehenden Wedeln gebildete Krone. Das Wunderbarste an dem Baume ist, daß die ältern Wedel sich abwärts neigen und gleichsam eine zweite abwärts hängende Krone bilden. Noch jahrelang bleiben die Wedel also hängen und lassen beim Abfallen am Baume Blattstielnarben zurück. Die großen Wedel sind fast 2 Meter lang und 1 Meter breit. Die Mittelrippe wird über 2 Centimeter stark. Die Fiedern an derselben sind tief gespalten und tragen an der Spitze des Mittelnervs die Fruchthäufchen.“

Der Baum wächst auf den Gebirgen Kolumbiens bei Bogotä noch in einer Höhe von fast 3000 Meter. Wenn aber bedacht wird, daß in gleicher Höhe Palmen gedeihen, so ist nicht zu verwundern, daß auch hier die Baumsfarn ihre Heimat haben.

Die Zahl der jetzt noch wachsenden Farrn ist groß. Man kennt 1800 Arten, wovon die Mehrzahl auf die tropische oder heiße Zone kommt.

### Geographische Räthsel und Räthselfragen.

Von H. Pröscholdt.

1.

Wie heißt im Beyerland die reiche Stadt,  
Die n am Anfang und am Ende hat?

2.

Ein Mädchenname ist mit M das Wort,  
Mit W in Schlessien ein Wallfahrtsort.

3.

Ein Getreidenamen, umgekehrt, benennt sogleich  
Im Erdtheil Asien ein großes Königreich.

4.

Aus „Streit“, Kind, bilde eine Stadt,  
Die Oesterreich im Süden hat!

5.

Steht im Worte „en“ am Fuß:  
Berühmte Stadt in Sachsens Gauen,  
Bildet aber „ner“ den Schluß:  
Ein Berg im Hesseiland zu schauen.

### Räthsel.

Von Franz Marx.

Wenig nur gehn gern hinein,  
Aber alle, weil sie müssen:  
Arme, Reiche, groß und klein;  
Wenig nur gehn gern hinein,  
Weil man dort muß fleißig sein  
Und befragt wird nach dem Wissen.  
Wenig nur gehn gern hinein,  
Aber alle, weil sie müssen.

### Auflösungen der Räthsel in Nr. 2:

1. Emille, Seeland, Thüringen, Roma, Esel, Manchester, Nazie, David, Unruhe, Rigi, Astrachan, Estremadura — Niederlande. 2. Hansa, Eden, Curve, Ägel, Dohse, Reth. Hector — Helena.

### Auflösungen der Räthsel und Räthselfragen in Nr. 2:

1. Wald, Wild. 2. Der Watzmann (kühn geformter, zweigipfelter Albenberg bei Berchtesgaden, am Königssee, 8578 Fuß hoch). 3. Gambe, Lampe. 4. Feld, Held. 5. Rönne, Sonne. 6. Arion, Orion.





Kolumbische Baumfarn. (Siehe Seite 78.)

Redaktion und Verlag: G. Schwetsfche, Sep.-Clo., in Halle. Gebauer-Schwetsfche'sche Buchdruckerei in Halle.  
 Preis vierteljährlich 2 Mark. Die Bände I—XII der „Illustrirten Zeitung für kleine Leute“ sind zum Preise von 4 Mark pro  
 Band in allen Buchhandlungen zu haben.  
 Ayuntamiento de Madrid